

STADTTHEATER STETTIN

7. HEFT 2. DEZEMBER 1933



Jede gesetzbildende Volksbewegung darf des wirklich „Schaffenden“ nicht vergessen, sonst ist sie von Anfang an totgeboren. Der Dichter, der Künstler allgemein, muß den „Posten“ einnehmen, den auf aller Erde, im süßesten und schwärzesten Afrika, die Zauberer und Wahrsager sich erobert haben: als die heimlich wirkenden Kräfte, die Unsichtbaren und doch allzu Notwendigen, als die Könige, die aus den Sternen Brot und Früchte ernten, als die Unscheinbaren, als die, die mit dem Hauch der „Musen“ die Krieger aller Grenzen zu ent Waffen vermöchten.

Richard Billinger.

ROSSE

Im Stalle, die Kette oder den Strick
um das mähnebeschränkte Genick,
ruhen die Rosse. Der Winter spielt
mit dem Wind und dem Schnee. Kein Sonnenstrahl zielt
durchs Fenster. Es ist Sonntag auch,
die Kirchenglocken riefen von fern.
Nun putzt der Roßknecht das Kummel, die Latern',
prüft in der Truhe den Haferkern,
er sieht vorm Fenster den Misthaufen dampfen,
er hört in seiner Kammer der Rosse Stampfen,
der Ketten Geklirr, das Wiehern der Stute
und er freut sich der Tiere im herzwärmsten Blute.
Von seiner Kammer führt die Türe in den Stall.
Dort stehen zwölf Rosse und prangen, prall
gefüttert von seiner treuen Hand:
ein Rossestall, wie schon selten im bayrischen Land!
Es braucht der Bauer zur Arbeit, zur Lust
der Rosse Stärke, ihre feurige Brust,
er reitet, fällt Gewitter aus Gottes Hand,
Dämmer von oben, durch das zagende Land,
es feiet, es segnet der Rosse Huf
die Erde, die der Baur zum Acker sich schuf.

Richard Billinger

GESANG DES BAUERN AUF DEM ACKER

Nacht und Tag sind voll von dir!
Gott, ich schreite nackt allhier.
Die Frucht, die ich halte,
o Herr, sie entfalte!

Alle Heiligen, die dich füllen,
mögest mir im Tod enthüllen —:
jetzt nur laß den Tau herfallen
und den süßen Nebel wallen!
Amen!

Richard Billinger

EIN BROTLAIB

Ein Brotlaib auf dem Tische ruht.
Lob und Dank dir, höchstes Gut!

Ähren auf den Fluren preisen
dich, o Brot, in Flammenweisen.

Schwester Hostie, keusch und kühl,
grüßet dich voll Gottgefühl.

Ein Brotlaib auf dem Tische ruht.
Rück vom Haupte, Baur, den Hut!

Richard Billinger

WOHER ICH KAM

Vielleicht im Traume reichen meine Adern zurück zum Herzen der Ahnen, ich spüre ihren Bluttakt, ihr Seelenatmen. Wieder bücke ich mich zum Amboß, trete ich wie Ahn und Vorfahr den Blasebalg der Schmiede, behufe ich die Rösser, die die Bauernknechte vor das Schmiededor treiben. Stieg nicht einmal ein nackter Geselle vom Rosse, von der Götterwiese einer, von den Himmelsbebürdeten einer, und verlangte vom Ahn die Beschau der Hufe? Es lebte das Feuer in der Schmiede, die Flamme wuchs und verschwelte, der Tag draußen war wie aus der Höhle beschaubar. Und Töchter der reichsten Innviertler Bauern liebten die rußigen Schmiedesöhne, sie bewarben sich um die Gunst dieser Wielande.

Die Gebetesglocke des Kirchturmes verhallte vor dem Gehämmer der ewig Fleißigen und Dingeschaffenden, der Sommer saß auf seinem Ährenthron, der Winter lag auf dem Schneeanger — die Ahnen sangen der Arbeit das Amen und das Halleluja.

Mut, Wollust, Freude, blitzendes Gehirn, Güte, Leibhaftigkeit —: dies Ahnenerbe will den Enkel begaben, beschenken, beflügeln, will als Seligkeit des leichteren Atmens, frohen Gespräches, flügelweiten Schwebens geschätzt, erlebt werden.

Betete der Ahne, betete es im Enkel, auch wenn er schweigt, der Glocke nimmer gehorcht, gar als Worteheld sich gebärdet. Arbeitete der Ahne, muß der Enkel dem Tage Robot und Knechtsdienst schenken, sinnt er auch in der Stille, hält er als Würdiger Zepter und Monstranz des Befreiten.

Wer aus dem Dorfe stammt, wird immer die Paradiesesdinge der Heimat schauen wollen. Der Schauer sprießt aus dem Tempel der Gewitter, der Gestirne, der Quellen, der wie Hände schenkenden Ähren, der Wälder, die noch im Geheimnisse sich baden.

Wer bannte die Eltern in das Haus, an Stuhl und Tisch und Pfühl? Wachten die Gestirne, liefen die Engel herbei? Oder zeugten die Dämonen, tier-

entwachsene Geister? Schwamm eine Wolke in der Nacht der Zeugung über Dach und Dorf wie ein Fisch mit goldenen Ätherflossen? Das Fenster war vergittert, das Tor war geschlossen, und das Brot, es ruhte auf dem Tische.

Richard Billinger

RICHARD BILLINGER

Der Mensch

Er ist Bauernsohn. In einem Dorf des Innviertels kam er als Zweitgeborener zur Welt und war somit, ganz nach dem Brauch, zum Priester bestimmt. Als bald verschluckte ihn denn auch die Lateinschule in Ried; bis man ihn als Studenten in Innsbruck und Wien wiederfindet. Aus dem „Heiligbüblein“ spricht nun das Geschlecht seiner Mutter, einer wahren Riesin. Er will Athlet werden, Kiel, die Stadt des Wassersportes zieht ihn an. Dort glühen — er ist 27 — die ersten Verse in ihm auf. Schon ist er wieder in Wien. Grete Wiesenthal, die Tänzerin, findet er dort. Nie hatte er seine Verse niedergeschrieben, er „sagt“ sie nur. Auch jetzt will er es nicht. Hugo v. Hofmannsthal, den er durch die Wiesenthal kennenlernte, beauftragt seine Tochter Christiane heimlich in den seltenen Momenten des „Sagens“ zu stenographieren, so entsteht seine erste Gedichtsammlung „Über die Äcker“. Sein Weg in die Öffentlichkeit beginnt.

Kristallklar aber leuchtet der Mensch und Dichter Billinger aus folgenden Zeilen eines ihm seit Jahren Befreundeten: „. . . Was mir während der Jahre, seit ich ihn kenne, das tiefste Studium und Erlebnis war, ist der Mensch und Dichter Billinger selbst, dieser erratische Block einer versunkenen mythischen Welt . . . Das Wundervolle an Billinger ist gerade, daß er wirklich das begnadete „Kind“ ist, dem Geschenke von oben her zufallen, ohne daß er weiß wie: er, der Bauernsohn, herkulisch gebaut, in dem auf einmal lyrische Gedichte „entstehen“, zu ihm gehört gerade diese müßige Fruchtbarkeit, er ist wie der Pan, der in der Mittagssonne schläft und dabei singt, ohne es zu wissen. . . . Er strotzt von Natur, Saft, Leben, er ist der Überreiche, der geben muß . . .“

Der Autor

ist einer der Seltenen aus dem heutigen Schaffen, die lediglich nur mit den Dingen auskommen, die seit Generationen ihre Daseinsberechtigung erwiesen haben. Dies spricht aus seiner Lyrik. 1923 gab Rowohlt „Über die Äcker“ heraus. 1929 der Inselverlag den Band „Gedichte“, 1931 den Band „Sichel am Himmel“, als zweite und dritte, jeweils stark erweiterte Auflage. 1933 erschien bei Langen-Müller ein ganz neuer Band, „Der Pfeil im Wappen“.

Anders ist es mit seinem dramatischen Schaffen. Aber auch hier ist ihm die Moderne, soweit man überhaupt bei Billinger davon sprechen darf, nicht

Ziel, sondern nur Mittel. 1928 bringt der Inselverlag sein „Perchtenspiel“, 1931 in einem Bande die beiden frühen Fassungen von „Rauhnacht“ und „Rosse“. Langen-Müller bringt 1932 den Band „Zwei Spiele“ mit dem „Spiel vom Knecht“ und der „Reise nach Ursprung“, 1933 die beiden Bändchen „Lob des Landes“ und das „Verlöbniß“. 1933 gab auch der Inselverlag für die nun endgültigen Fassungen der „Rosse“ und der „Rauhnacht“ je eine Neuauflage.

1932 aber erschien seine bisher einzige größere Prosaschöpfung „Die Asche des Fegefeuers, eine Dorfkindheit“ bei Langen-Müller. Hier erkennt man, wo der Dichter Billinger herkommt und wohin sein Weg führt —: Vom Dorf zum Dorf, von der Heimat zur Heimat, in Allem. Aber man findet es auch in seinen vielen Erzählungen, die da und dort in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften auftauchen. Immer aber ist man beglückt über diese ewig Altbekannten, wenn sie irgend einmal wieder sich bemühen, in der Erinnerung zu bleiben. Und sicher werden wir Ihnen noch oft begegnen.

Der Dichter und Dramatiker

In der „Rauhnacht“ entwickelte Billinger in dramatischem Ablauf das Spiel aller der Kräfte, die von jeher den Menschen zu knechten und zu bannen bestrebt waren. Die „Rauhnacht“ war ein phantastischer Hexenkessel, in welchem es brodelte, gärte und auch überkochte. Aber in des Dichters gesamtem Schaffen steht sie einsam, gleich einem großen, gelungenen, aber einmaligen Versuch, und ihr ist es zuzuschreiben, daß man von dem Dichter Billinger, dem des Ackers und seiner Bebauer, einen Begriff erhielt, den seine übrigen Werke nicht bestätigen konnten.

Der Dichter und Dramatiker Billinger ist ein anderer. Sicher und einfach führt ihn sein Weg, ausgehend von der Thesis, über die Antithesis zur Synthesis. — Thesis ist ihm das Leben des noch naturgebundenen Dorfes, mit allen seinen Nebenerscheinungen, Hintergründigkeiten. Kurz, die noch echte, lebensfreudige und blutwarme Tradition ganzer Bauerngenerationen. Dies erhellt auch aus seiner Prosa und Lyrik. — Dagegen gibt sich ihm die Antithesis in Form des neuen Zeitgeistes, überhaupt des Neuen, das in diese Traditionen eindringen, zerstören und zersetzen will. — Hier aber setzt bereits die Synthesis ein, die dieses Neue als Zerstörendes zwar bekämpft, ihm andererseits aber Gutes und Fähiges entnimmt, um es, auffrischend und erneuernd, alten Traditionen beizufügen. Dafür spricht seine gesamte dramatische Produktion von der „Rauhnacht“ bis zu den „Rossen“. Zu diesem Werk bemerkt Billinger selbst:

„Ich habe zeigen wollen, wie der Teufel in Gestalt der Maschine die alte Bauernart und ihr enges Verhältnis zur Erde zerstören will. Man muß bedenken, in unserer Gegend, im Innviertel, ist der Rossestall beinahe eine Art Heiligtum. Das Roß ist für den Bauern das königliche Tier. Es ist

ein Sinnbild für die Glanzzeit des Bauerntums von einst. In meinem Stück setzt sich der Roßknecht, eine Art zentaaurischer Mensch, gegen den Maschinenagenten, der den Bauern die Maschine aufschwätzen will, zur Wehr. Man könnte auch sagen, mein Stück handelt von der geheimnisvollen, beinahe ehelichen Beziehung zwischen Mensch und Tier, die durch die Maschine vernichtet wird.“

Roßknecht und Maschinenhändler, alte und neue Zeit, Thesis und Antithesis finden zur Synthesis: der Roßknecht bereitet seinem nun plötzlich überflüssigen Dasein selbst ein Ende, einsehend, daß die Zeit unaufhaltsam ihren Weg nimmt, aber doch hoffend, daß sich einmal unter den Händen der jetzt heranwachsenden Generation Altes und Neues zu einer guten und festen Einheit fügen möge.

Rolf R. Weyand

DER ATEM DER SCHOLLE

In jedem Herzen lebt der Drang nach Schönheit, die Sehnsucht nach jener höchsten Harmonie des Lebens, die der Erde dauernde Beglückung schenken sollte. Jahrhunderte waren an der Arbeit, den Menschen zu modellieren. Aber nie ist es gelungen, ihm das für alle Zeiten gültige Gesicht aufzuprägen. Die lustigste Maske fing plötzlich an zu weinen. Harmonie des menschlichen Wesens!

Ist das heute anders? Ach! Der moderne Mensch ist in die große Stadt gezogen — doch Einsamkeit hat sich in seine Seele gesenkt. Er besitzt ein Auto — und möchte damit in die Natur hinausfahren. Ein Steinpalast ist seine Wohnung — aber es ist ihm, als wäre er nicht zu Hause.

Komm, du Riese, der du mir in flüggen Jahrhunderten fast über den Kopf gewachsen bist! Ich nehme dich bei der Hand wie ein Kind — laß es geschehen — ich sage dir: du hast Heimweh.

Der moderne Mensch ist eben nicht aus dem Pflaster der Großstadt gestampft. Aber in dem aufpeitschenden Tempo, das der Rhythmus seiner Arbeit ihm aufzwang, vergaß er, daß nicht die Sirenen der Fabrik ihm sein Wiegenlied sangen; vergaß er, daß der Industriemensch seine himmelanstürmende Kraft der Scholle entnahm. Er wurde seiner Mutter, der Natur, entfremdet. Hie Stadt — hie Land! Hie Technik — hie Natur! Eine unüberbrückbare Kluft, hoben sich die Begriffe schroff gegeneinander ab. Wie kurzsichtig! Die Zauberwelt der Chemie und Mechanik ist auf die Dauer nicht aus sich heraus lebensfähig. Der Klischeemensch der Städte muß sich im Lichte der Vernunft ducken vor der großen Eigenart bäuerlicher Originale.

Wieder hat ein Jahrhundert einen großen Aufwand schmachlich vertan. Die Gewalt der hundertfachen Energien, die die Kessel der Fabriken bis zum Bersten füllten, ist gebrochen. Und die in den Himmel dringenden Schlotte

haben aufgehört, unbekümmert ihren Rauch in die Wolken zu blasen. Die zu rasender Eile aufhetzenden Pendel stehen still in ernster Nachdenklichkeit. Das Zeitalter der Industrialisierung hat den Atem angehalten, um dem Herzschlag seines Lebens zu lauschen.

Das deutsche Volk erkennt in dieser Stunde, daß es seine beste Kraft gespalten hat. Der in Stein gemeißelte Mensch ist fast verhungert nach den Stärkungen der Natur.

Es gereicht unserem Volke zur Ehre, daß es sich gerade jetzt, nicht zu spät, auf sich selbst besinnt. Und wie der beste Mann gern in reifen Jahren seiner Jugend gedenkt, so ist es gut und erfreulich, wenn der heutige Mensch den Werdegang seines Geschlechtes in der Art der Ahnen verfolgt, die ihm am unverfälschtesten in dem Wesen des bäuerlichen Bruders überliefert wird. Wenn das Ausdrucksfeld, das die bäuerliche Existenz umgrenzt, nicht inzwischen bis auf die Stoppeln abgeerntet, wenn nicht Vergleiche, die von Naturverbundenheit, Verwurzelung im Heimatboden sprechen, allzu abgedroschen wären, so würde damit das schönste Loblied des Landvolkes gesungen. — Dieselben Tugenden und Schwächen, die den germanischen Vorvätern eigen waren, sind als unangetastetes Erbe auf die Nachfahren übergegangen. Der Herrscher über ein — wenn noch so kleines Land ist stolz und frei. Der Sonderling, der sich in seinen vier Pfählen von der Mitwelt abschließt, wohnt auch jetzt noch in der Heide, im Gebirge. Der unaufhörliche Kampf mit den feindlichen Kräften des Alls macht den Bauern trotzig und stark. Im Schoße der Natur lernt er das Beten. Unbekannte, tückische Dämonen fürchtet er und sucht sie mit abergläubischen Waffen zu bezwingen. Das Wesen des heutigen Bauern ist in seinen Grundzügen ein getreues Abbild des ursprünglichen Charakters.

Wichtiger als alle Hinterhauslegenden und Vorstadttragödien scheint es mir denn auch zu sein, daß das deutsche Schrifttum den Weg zu den frischen Quellen völkischen Lebens zurückfindet, um aus ihnen neue Kraft zu schöpfen. Ein Blick in die deutschen Theater zeigt, daß der bäuerliche Mensch mehr denn je im Mittelpunkt des Bühnengeschehens steht. Die junge Dichtergeneration ist bemüht, ihn, fern von aller Birch-Pfeifferei, in seinem wahren Wesen zu erfassen. Nicht mit dem fremden Auge des kalten Beobachters, sondern mit dem gütigen, verstehenden Blick des Freundes. Es sind zumeist Menschen bäuerlichen Geblütes, diese Gestalter, in denen sich das Leben und Weben ihrer Umwelt zu Visionen verdichtet.

Ein weites Feld ist in diesen Dichtungen aufgepflügt. Ein verwirrender Reichtum liegt vor uns ausgegraben. An uns ist es, die Schätze zu sammeln und zu hüten. Der befreiende Atem der Scholle streift um die Stirn der Stadt. Wir wollen uns vor Einseitigkeit hüten. Die Zivilisation schleift und feilt den äußeren Menschen. Kultur muß Natur haben!

Dietrich Hilden

DAS NEUE THEATERBUCH

FEDOR SCHALJAPIN: Ohne Maske — Erinnerungen.

Drei Masken Verlag, Berlin

Unsere Ansicht, daß echte und große Kunst wohl über die Grenzen der Völker hinweg gültig, aber nur aus Volkstum und Landschaft erwachsen, das heißt national bestimmt sein kann, wurde selten so schlagend bestätigt wie durch die jetzt in einer deutschen Ausgabe vorliegenden Erinnerungen des wohl internationalsten Sängers unserer Tage: Fedor Schaljapin. Diese Erinnerungen beginnen mit der Schilderung einer alltäglichen Begegnung des Sängers mit einem der im Land vagabundierenden Bettler. Der russische Wanderer, der umherzieht, eine schwermütige Sorge mit sich herumschleppend, ohne zu wissen, was er sucht, wird zum Symbol der Landschaft und des Volkes: ihrer Unendlichkeit und seiner Schwermut, ihres Reizes und seiner Reizbarkeit. Und wenn Schaljapin sich jeden Augenblick mit Stolz seiner Volksverbundenheit bewußt bleibt, wenn er sich unermüdet für die nationalen musikdramatischen Schöpfungen (und damit seine stärksten Rollen) einsetzt, so ist er doch sehr weit entfernt von jedem „nationalen Protzentum“, für das wir heute besonders empfindlich geworden sind.

Als menschliches Dokument sind diese Erinnerungen ebenso fesselnd wie als schauspielerisches Bekenntnis. Die Schilderungen seiner harten Jugend, seiner ersten Berührung mit dem Erlebnis Theater durch einen Bänkelsänger und Clown auf dem Jahrmarkt, seiner sängerischen Laufbahn, die ihn vom kleinen Chorknaben schon mit 21 Jahren zum Mitglied der Kaiserlichen Oper macht, all das ist mit anschaulicher Energie gezeichnet. Für uns sind besonders wichtig die künstlerischen Bekenntnisse, von denen hier zwei kurze Proben stehen sollen, die für die künstlerische Klarheit und die menschliche Entschiedenheit dieses großen Sängers zeugen:

„Man kann den Begriff Schönheit verschieden auslegen. Ein jeder darf hier seine eigene Ansicht haben. Aber über das, was Wahrheit ist, kann man gar nicht streiten. Sie ist offenkundig und greifbar. Zwei verschiedene Wahrheiten gibt es nicht. Als den einzig gangbaren Weg zur Schönheit erwählte ich für mich deshalb die Wahrheit.“

„Ich kann mir beim besten Willen nicht denken, wie man in der Kunst des Theaters ohne jene unsterbliche Tradition auskommen soll, die in den Mittelpunkt alles Geschehens die lebendige Persönlichkeit des Schauspielers, die Seele des Menschen und das göttähnliche Wort stellt.“

J. K.

ZU UNSEREN BEITRÄGEN

Das Bild Richard Billingers auf der ersten Seite dieses Heftes ist von Dolbin gezeichnet und wurde uns vom Verlag des Theatertageblatts, Berlin, freundlichst zur Verfügung gestellt. Die darunter stehenden Worte Billingers finden sich in dem Sammelwerk „Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart“, herausgegeben von Heinz Kindermann (Verlag Philipp Reclam jr., Leipzig), das Gedicht „Der Brotlaib“ in der schönen Sammlung seiner Lyrik „Sichel am Himmel“ (Inselverlag, Leipzig). Die übrigen Gedichte Billingers sind hier erstmalig veröffentlicht.

Die Betrachtung „Die Heimat der Komödianten“ von Paul Ernst, die wir in unserem letzten Heft mit freundlicher Genehmigung des Verlages Albert Langen - Georg Müller, München, zum Abdruck brachten, ist dem Briefvorwort des Dichters zu seinem in Scherz und Ernst gleich starken, von echtem Humor erfüllten „Komödiantengeschichten“ entnommen, auf die auch an dieser Stelle wärmstens hingewiesen sei.

Die Theaterzeitschrift erscheint halbmönatlich. Herausgeber: Friedrich Siems. Schriftleitung: Joachim Kaiser. Druck und Verlag: M. Bauchwitz, Stettin, Klosterhof 3. Nachdruck der Originalbeiträge nur mit Quellenangabe und nach vorheriger Anfrage gestattet.